



ISBN: 978-3947738786

© 2021 Kampenwand Verlag  
Raiffeisenstr. 4 · D-83377 Vachendorf  
[www.kampenwand-verlag.de](http://www.kampenwand-verlag.de)

Versand & Vertrieb durch Nova MD GmbH  
[www.novamd.de](http://www.novamd.de) · [bestellung@novamd.de](mailto:bestellung@novamd.de) · +49 (0) 861 166 17 27

Text: Mike Powelz  
Covergestaltung: Antoneta Wrotinger  
Bildquelle: Pixabay  
Korrektorat: Mentorium GmbH  
Druck: CUSTOM PRINTING  
Wał Miedzeszyński 217, 04-987 Warszawa, Polen

[www.mike-powelz.com](http://www.mike-powelz.com)  
[contact@mike-powelz.com](mailto:contact@mike-powelz.com)

**MORD AM  
STRANDWEG**

**MIKE POWELZ**



*Für meine Mutter Anne Powelz*



## VORBEMERKUNG

Etwaige Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Begebenheiten oder lebenden oder verstorbenen Personen und Gebäuden wären rein zufällig. Mehr Infos zur Entstehungsgeschichte dieses Kriminalromans sowie eine Danksagung finden Sie im Nachwort.



**Z**ugegeben, ich bin einsam.

Niemand ruft mich an, jeder übersieht mich und alle haben mich vergessen.

Nur mein Hündchen – ein Dackel namens Günther – freut sich, wenn ich ihn morgens begrüße.

Nach Günthers Gassigang und der ersten Tasse Kaffee greife ich nach meinem Feldstecher, nehme auf meinem Hocker Platz, ziehe die Vorhänge beiseite und beginne mit dem täglichen Ausspionieren meiner Nachbarn.

Bis 12.55 Uhr bin ich pausenlos im Einsatz.

Um 13.00 Uhr bringt der Portier mein Mittagessen, danach geht's noch mal mit Günther nach draußen – und anschließend beginnt meine „Spätschicht“.

Ja, dank meines unermüdlichen Eifers und meiner grenzenlosen Neugier weiß ich alles über meine Nachbarn, während sie mich nicht mal kennen.

Ich weiß, dass die Architektin im 3. Stock jedes Jahr am Hafengeburtstag mit demselben Kerl fremdgeht.

Ich weiß, dass die Greisin im Erdgeschoss bereits dreimal bei Supermarktdiebstählen erwischt wurde.

Ich weiß, dass der Journalist im 8. Stock nach seinem Schlaganfall impotent ist.

Ich weiß, wer seine Frau schlägt.

Ich sehe, wer sich aus dem Weg geht.

Ich weiß, wer ein Messie ist.

Ich protokolliere, wer nachts nach Hause schwankt.

Ich weiß, wer momentan verreist ist.

Ich notiere Uhrzeiten, Abwesenheiten, Streitgespräche, Besuche, heimliche Küsse und Liebesschwüre sowie den täglichen Rundgang des Postboten.

Außerdem – und das mögen Sie mir verzeihen – fotografiere ich heimlich Besucher und Lieferanten, belausche Klatsch im Treppenhaus, öffne fremde Briefe und schnüffle täglich einmal im Müllraum. Denn dieser Ort ist die beste Fundgrube für Geheimnisse.

Im Papiercontainer fische ich nach zerrissenen Zetteln, die ich anschließend mit Engelsgeduld zu vertraulichen Arztberichten, Steuererklärungen oder Rechnungen zusammenpuzzle.

Entsorgte Fotoalben studiere ich mit dem wachen Blick einer Amsel.

Und kaputten Computern widme ich so viel Zeit, bis die Festplatten wieder intakt sind und ich alle Dateien rekonstruieren kann.

Wo ich meine Beute aufbewahre?

Sie werden lachen: in Hunderten Ordnern von A bis Z und abschließbaren Aktenschränken.

Wer braucht schon eine Bibliothek, wenn er stattdessen ein Archiv voller spannender Schätze haben kann?

Schätze, die ihren Wert erst dann zeigen, wenn man einen Gefallen braucht ...

Als das Mädchen von gegenüber ermordet wurde, brauchte ich einen solchen Gefallen.

Damals schlürfte ich gerade eine Austernsuppe, als der Schrei der Mutter des Mädchens durch die HafenCity hallte.

Günther ließ sich davon nicht stören, doch ich eilte erregt zum Fenster – angetrieben von der Aussicht, dass mein einsamer Heiligabend eventuell noch aufregend werden würde.

Mit dem Feldstecher konnte ich sehen, dass die Wohnungen im gegenüberliegenden „Vasco da Gama“-Tower größtenteils stockfinster waren – mit einigen Ausnahmen. Im Erdgeschoss saß der Portier.

Im 8. Stock aßen zwei Lesben Gans mit Rotkohl.

Im 10. Stock überschütteten Helikoptereltern ihr einziges Kind mit unzähligen Geschenken.

Aber die Ursache des Schreis – das verriet mir ein Blick durch mein nagelneues Teleskop – war im 13. Stock des Towers.

Dort, in einem luxuriösen Penthouse, wo es vor einer Viertelstunde ein kleines privates Feuerwerk auf einer Außenterrasse gegeben hatte, feierten mehrere Leute, von denen sich fünf Erwachsene in einem rosafarbenen Schlafzimmer aufhielten.

Einer von ihnen stand in einem Türrahmen, der offenbar zersplittert war.

Der zweite beugte sich über ein Bett mit einem Mädchen. Der dritte fühlte dessen Puls und schüttelte traurig seinen Kopf.

Außerdem sah ich eine Frau, die schrie und schluchzte und nach der Polizei rief.

Ich wusste genau, wer sie war.

„Barbara König“, sagte ich zu Günther.

Günthers Antwort war ein Winseln.

Die Glocken des Michel schlugen achtmal.

„Punkt 20 Uhr“, sagte ich zu Günther und griff nach meinem Telefon.

Habe ich Ihnen schon verraten, dass es nützlich ist, wenn man den Müll seiner Nachbarn durchwühlt?

Im Mordfall des Mädchens von gegenüber kam mir die Schnüffelei sehr zugute.

Das Telefon läutete nur einmal, da nahm Priester Woelkchen auch schon ab.

Der alte Mann klang atemlos.

„Woelkchen“, prustete er. „Entschuldigung, Priester Woelkchen.“

Sein Schnaufen verriet mir, dass er erregt war.

War er vielleicht schon im Begriff, zum Tatort am nächtlichen Strandweg zu eilen?

Denn dass er die Familie des Mädchens gut kannte und eng mit Barbara König war, die sonntags stets zur Kirche ging, wusste ich dank meines Feldstechers.

Bestimmt hatte die gute Seele bereits nach einem Seelsorger verlangt.

Und bestimmt handelte es sich bei dem Mann ihres Vertrauens um keinen Geringeren als Priester Woelkchen, dem sie laut im Müll gelandeten Kopien von Entwürfen ihrer Steuererklärung bereits mehrfach Spenden hatte zukommen lassen.

Ohne Umschweife fragte ich den Priester: „Sind Sie schon auf dem Weg zu Frau König?“

Woelkchen ächzte.

Doch statt mir zu antworten, fragte er nach meinem Namen.

„Der tut nichts zur Sache“, entgegnete ich trocken. „Ich brauche bloß einen Gefallen. Ich will, dass Sie mich als ‚Person, die auf seelisches Leid spezialisiert ist‘ hinschicken – und denken Sie bloß nicht daran, den Hörer aufzulegen. Denn da ist noch eine klitzekleine Sache ...“

In knappen Worten erklärte ich Woelkchen, dass ich dank eines alten, im Müll gelandeten Blackberrys eines Messdieners aus dem 2. Stock wusste, dass Woelkchens Untergebener – ein junger Diakon mit Froschaugen – kürzlich bei „gewissen Tätigkeiten“ mit ebenjenem Minderjährigen im Beichtstuhl erwischt worden war und dass Woelkchen höchstpersönlich diesen Skandal abgewendet hatte, indem er den armen Eltern des Jungen einen Scheck über 1000 Euro ausgestellt hatte.

Nun war es an der Zeit, dem Priester zu drohen.

„Wenn Sie nicht machen, was ich will, verrate ich der Presse alles. Sagen Sie Frau König, dass Sie mich zu ihr schicken.“

Woelkchen stöhnte. „Aber ich ...“

„Kein Wenn und Aber“, fuhr ich ihn an. „Sonst kriegt die Bild-Zeitung gleich eine E-Mail.“

Woelkchen verstummte und ich nahm ihn ins Kreuzverhör.

Als ich mit ihm fertig war, wusste ich, dass es sich bei dem zwölfjährigen Mädchen um Elisa König handelte.

Ich erinnerte mich genau an die Kleine ...

Elisa war eine wahre Schönheit, die – dank ihres freundlichen Wesens und ihrer aufgeschlossenen Art – fast jeder Bewohner des Strandwegs gekannt hatte.

„Das arme Mädchen wurde ermordet“, keuchte Woelkchen. „Die Eltern fanden es im Bett – erstickt mit einem blauen Kopfkissen. Als hätte es jemand zum Schweigen bringen wollen.“

Seltsam – wenn jemand etwas sagt, was du im tiefsten Inneren denkst, ohne es dir bewusst gemacht zu haben, bist du schlagartig hellwach.

Ich legte auf.

Natürlich will ich nicht behaupten, dass ich in jenem Moment bereits die Ereignisse der nächsten Tage vorhersah. Das wäre wirklich übertrieben.

Aber mein Bauchgefühl ließ mich glauben, dass niemand außer mir den Grund für das scheußliche Verbrechen herausfinden konnte – weil ich beobachtet hatte, dass sich Elisa in den letzten Tagen seltsam benommen hatte.

Es war, als hätte etwas Bedrückendes auf ihr gelastet.

Ich setzte eine Perücke auf, entschied mich für ein Kassengestell und musterte mein Ebenbild.

Zu meiner Zufriedenheit sah mein Allerwelts Gesicht mit der Verkleidung noch öder aus.

Zweifelsohne: Dank Woelkchens Empfehlung als „Person, die auf seelisches Leid spezialisiert ist“ und der Tatsache, dass sich niemand mein langweiliges Gesicht merken konnte, würde ich unbehelligt nachforschen können. „Tschüs, Günther!“, sagte ich und eilte nach draußen.

Jetzt ist wahrscheinlich der richtige Zeitpunkt, um Ihnen zu sagen, wo wir uns befinden.

Die Hamburger HafenCity ist ein ziemlich neuer Stadtteil. Sie ist so groß wie 337 Fußballfelder und besteht aus modernen Bauten, die an die Elbe und die Speicherstadt grenzen.

Mit anderen Worten: Sie ist ein Quartier für vermögende Leute.

Leute wie mich, die im Jahr 2010 ein paar Tausend Euro in Bitcoin investiert haben und jetzt Multimilliardäre sind.

Von einem Bruchteil meines Vermögens habe ich mir eine superschicke Wohnung mit dem klangvollen Namen „Touch of Freedom“ in einem sechzehngeschossigen

Hochhaus mit dem noch klangvolleren Namen „FiftyFive“ am Strandweg gekauft.

Wer hier lebt, wohnt in einem von vier Wohntürmen, die Namen wie „The Palace“ und „Vasco da Gama“-Tower“ haben.

Immobilienmakler preisen diese Gebäude als „Leuchttürme der Exklusivität“ an.

Und das sind sie wirklich!

Wenn ich auf meinem Balkon im 13. Stock stehe, der meine Wohnung komplett umrundet, blicke ich im Süden auf die Elbe, im Westen auf die Elbphilharmonie, im Norden auf die historische Speicherstadt und im Nordosten direkt auf den Schauplatz des Verbrechens – den sich spiralförmig um seine eigene Mittelachse drehenden „Vasco da Gama“-Tower.

Wer dieses Haus gesehen hat, vergisst es nie wieder.

Denn es sieht aus wie eine bewohnbare Skulptur – oder etwas flapsiger ausgedrückt: wie ein Kebabspieß.

Meine Nachbarn?

Das sind Millionäre, Milliardäre und Multimilliardäre.

Ja, der Strandweg ist das exklusivste Quartier der elitären HafenCity.

Doch obwohl sich mein Leben in diesem Quartier mit dem Dasein einer Perle in einer von den Schrecken der Welt abgeschotteten Muschel vergleichen lässt, gibt es natürlich auch am Strandweg mehr Missgunst als im alten Rom – genau wie in jeder anderen Wohnanlage.

Das Wasser der Elbe schwappt über die Stege, doch welche Kadaver die Fische ernähren, bleibt den Menschen verborgen.

Und was sich hinter den freundlich lächelnden Gesichtern der Bewohner verbirgt, lässt sich oft erst ergründen, wenn es bereits zu spät ist.

Auf dem Weg zum „Vasco da Gama“-Tower rief ich mir ins Gedächtnis, was ich über Familie König wusste.

Wie bereits kurz angedeutet, bewohnt die fünfköpfige Familie das „Kebabspieß“-Penthouse – ein 260 Quadratmeter großes Eigenheim über zwei Etagen, für das Fabrikant König 7,1 Millionen Euro berappt hat.

Nein, um das herauszufinden, musste ich nicht schnüffeln, denn es stand im Internet.

Wie auch immer, Randolph König ist ein fleischiger Mittfünfziger, der mich an den Glatzkopf Kojak erinnert.

Einmal konnte ich nachts sehen, wie er Sex mit seiner blonden, 25 Jahre jüngeren und ausschließlich deprimiert aussehenden Frau Barbara hatte, weil er die Vorhänge nie zuzieht.

Im Gegensatz zu ihm hat ihr der Liebesakt keinen Spaß gemacht, aber weiter gehe ich nicht ins Detail.

Zumindest noch nicht zu diesem Zeitpunkt.

Lächelnd sehe ich Barbara König nur bei seltenen Anlässen – etwa wenn ihr Randolph König, der seinen Reichtum einer Fleischfabrik namens „Fleischesfreuden“ verdankt, wieder mal teure Ohrringe mitbringt, weil er in seine Frau vernarrt ist.

Doch ihre Freude wirkt gespielt.

Aufrichtig erfreut ist die junge Frau König lediglich, wenn sie nachmittags etwas Zeit mit ihren Töchtern verbringt, wobei sie die Gesellschaft der Mädchen nicht besonders lange auszuhalten scheint.

Die älteste Tochter heißt ... äh, sorry ... hieß Elisa.

Sie war ein ziemlich hübsches Kind, das die Leute am Strandweg täglich grüßte.

Elisas jüngere Schwester, deren Namen ich nicht kenne, begleitete sie oft.

Der Sohn der Königs ist noch ein Säugling.

Manchmal spaziert eine Kinderfrau mit dem Baby an der Elbe, weil Barbara König fast immer malade ist.

Meistens liegt die junge Frau König müde auf einer Chaiselongue in ihrem Wohnzimmer, von wo aus sie Dampfer wie die „Queen Mary 2“ beobachtet, die den „Kebabspieß“ passieren.

Aber Frau König steht nie auf, um den Passagieren zuzuwinken, die auf dem Schiffsdeck der Dampfer stehen und staunend zum „Kebabspieß“ hochblicken.

Ja, ohne die Kinderfrau, die äußerst patent und äußerst vital ist, würde im Haushalt der Königs nichts gehen.

Die Kinder lieben ihre mütterliche Nanny und auch Frau König schätzt sie sehr.

Wie Randolph König die Kinderfrau findet?

Ach, ich weiß, was Sie jetzt denken – aber damit liegen Sie falsch.

Zwar habe auch ich bereits einige unschöne Gerüchte über den Fleischfabrikanten gehört – etwa dass er neuerdings politische Ambitionen habe –, aber ich kann Ihnen mit Sicherheit sagen, dass er der Kinderfrau nie nachstellt.

Als ich den „Kebabspieß“ erreichte, passierte ich eine Mülltonne, die nach Ruß und Feuer roch.

Sie passte nicht zu dem piekfeinen Wohnturm, weshalb ich kurz innehielt und stutzte.

Denn mich interessiert generell alles, was von der Normalität abweicht.

Weil ich mir jedoch keinen Reim auf die Tonne machen konnte, eilte ich weiter, passierte eine Videoüberwachungsanlage und trat vor die Eingangstür des Towers. Das Foyer war hell erleuchtet.

Drinne sah ich einen Portier.

Der gute Mann war kreidebleich.

Er sprach mit einem Polizisten und öffnete mir, kaum dass ich einmal geklingelt hatte, indem er auf einen Summer drückte.

Dann blickte er mich fragend an.

So unauffällig wie möglich und so unaufdringlich wie nötig stellte ich mich als Person vor, die auf seelische Traumata spezialisiert war.

„Ich soll zu Frau König“, nuschelte ich.

Der Portier nickte.

„Einen Moment bitte“, sagte er und bat mich, auf einem Ledersofa zu warten. „Sobald der Kollege Polizist mit seiner Befragung fertig ist, nimmt er Sie mit nach oben.“

Ich befolgte seine Anweisung, starrte zu Boden und faltete meine Hände, weil ich wusste, dass das zu meiner Rolle passte.

Doch statt mich innerlich auf die Tröstung von Frau König vorzubereiten, nahm ich jedes Detail wahr und spitzte obendrein beide Ohren.

„... und Sie waren den ganzen Abend hier?“, fragte der ernst dreinblickende Bulle.

Der Conférencier nickte.

„Gab es heute Abend irgendwelche besonderen Vorkommnisse?“

„Nicht, dass ich wüsste. Ich habe ‚Stirb langsam‘ geschaut und ab und zu Bewohner begrüßt, die von der Weihnachtsmesse heimkamen.“